

War unsere Arbeit umsonst?

Wer heute, im Mai 1921, fünfzig Jahre zurückblickt auf die Entwicklung unseres deutschen Volkes in seinem sozialen und wirtschaftlichen Werden, in seinem staatlichen Leben, wer die Differenz auf diesen Gebieten bilden will zwischen den Jahren 1871 und 1921, der wird nicht ohne Bangen an diese Aufgabe herantreten. Wird das Ergebnis positiv oder negativ, ein Plus oder ein Minus sein? 1871 das neue Reich hochragend aufgerichtet, stark und stolz, eine schimmernde Kaiserkrone zur Zier, der Ausgangspunkt wirtschaftlichen Aufschwungs von ungeahnter Größe. Der 10. bzw. der 20. Mai 1871 bringt mit dem Frieden von Frankfurt a. M. den Vorfrieden von Versailles zum endgültigen Abschluß, bringt den Beginn einer mehr als vierzigjährigen Spanne friedlicher Arbeit. Der Mai 1921 zeigt uns den neuen Frieden von Versailles als den Beginn endloser Verwicklung. Statt an der Schwelle hoffnungsvoller Zukunft steht unser Wirtschaftsleben, aber damit auch das ganze Leben des Volkes, vor einem düster drohenden Abgrund, dessen Tiefen unser Auge noch nicht ermessen kann, dessen Schauder mitleidig nur die Ungewißheit der Zukunft verschleiert. Verarmt ist das Volk, das Geld ist entwertet. In den Städten hungern die Kinder und Greise. Jedes Jahr zehrt mehr die Reste des deutschen Wohlstandes von ehemals an Kleidung und Hausrat, an Büchern und Bildungsmitteln, an Kulturquellen überhaupt auf, ohne auch nur irgendwie hinlänglichen Ersatz zu schaffen. Jede neue Familiengründung, jeder neue Herd stellt die drückende Mehrzahl vor schier unlösbare Probleme. Noch einige Jahre, und was soll dann werden?

Nach außen sieht das Reich da die Krone gebrochen, niedergeschlagen seine Wehr, seine Grenzen und Gefilde schutzlos jeder Laune herzloser Sieger preisgegeben. Und zu allem Unglück ist Volk und Reich im eigenen Innern zerwühlt und zerspalten durch der Parteien Kampf. Die geistige Zerrissenheit unseres Volkes ist so groß, daß es selbst in den gegenwärtigen Schicksalsstunden sich nicht mehr zusammenfinden will, sagen wir es ehrlich, nicht zusammenfinden kann. Denn so tief geht diese Spaltung, daß gerade ehrliches Wollen, Arbeiten nach bester, tiefster Überzeugung jeden Augenblick

die Notbrücke wieder zu zerreißen droht, die man vielleicht mühsam schlagen würde. Ging schon die Einigkeit des August 1914 in Trümmer, so hat der Abstand durch die politischen Umwälzungen seitdem noch an Spannung bedeutend zugenommen.

Hier liegt die tiefste Wunde unseres Volkes offen. Äußere Niederlage, innere Armut, der Feinde Druck selbst, wir könnten es tragen. Sagt uns der Feinde Angst vor neu keimendem deutschem Leben doch selbst, daß wir nicht an der Zukunft verzweifeln dürfen, ist ihr Zittern doch unser Hoffnungsstern, und je mehr sie uns bedrücken, um so mehr muß unser eigenes Kraftgefühl steigen und sich zu neuem Aufstieg sammeln. Was uns immer wieder zurücktreiben will, was jeden kraftvollen Aufführung bedroht, das ist vielmehr jene Verküpfung unseres Volkes, die mit dem neuen Reich erst so recht geboren und gewachsen ist, die von vielen kaum geahntes Ausmaß annahm. An die Seite der alten Zerspaltung unseres Volkes in verschiedene Glaubensbekenntnisse trat eine unheilvolle Zerreißung der Stände und insbesondere der Klassen. Die Erbitterung der alten Glaubenskämpfe schien namenlich in jüngster Zeit manchmal wiederzukehren und wie jene Glaubenskämpfe einst, so diese neuen Klassenkämpfe heute Deutschlands Niedergang erst recht zu befiegen, es zu einem Spielball der Fremden zu machen.

Die Keime dieser Entwicklung wurden schon mit dem neuen Reich gepflanzt. Weitblickende Männer hatten dies damals bereits erkannt. Wie Seherworte lesen sich heute die Ausführungen Georg Michael Pachtlers S. J. im ersten Heft dieser Zeitschrift mit dem Datum des 21. Juni 1871 im Aufsatz: Die Katastrophe von Paris als äußerste Folge des Liberalismus (S. 31—44). Die blutige Herrschaft der Kommune nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Frankreichs legt manchen Vergleich mit unseren Verhältnissen von heute nahe. Frankreichs Geschick von damals verhält sich zu unserem wie das matte Vorspiel zur restlosen Erfüllung. P. Pachtler schloß:

„Auf allen Punkten des geselligen Lebens sehen wir also den Liberalismus als Vorläufer des Sozialismus: die Katastrophe von Paris ist die äußerste Folge der Lehre von 1789. Durch die liberale Gleichmacherei, die Atomisierung der Gesellschaft im Bunde mit der Zentralisierung, durch den Haß gegen die historischen Stände und Künste, welche ebenso wie Schußdämme gegen sozialistische Überflutungen waren, durch das falsche Nationalitätsprinzip hat die Partei wahre Pionierdienste für die Internationale

geleistet. Kein Staat der Welt ist imstande, den gefürchteten kosmopolitischen Bund zu bewältigen; nur die katholische Kirche ist liebreich, geistig und universalistisch genug, um die betöten Armen zur Vernunft zu bringen. Aber damit ihr das Riesenwerk gelinge, muß sie ganz frei sein und in dem christlichen Staat ihren Freund finden."

"Düstere Tage drohen uns", sagt der letzte Abschnitt, und wenn sich auch das Schicksal der Priester von La Roquette, der Opfer der Pariser Kommune, nicht wiederholte, so sind Pachtlers Warnungen in allgemein sozialpolitischer und staatspolitischer Hinsicht nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Der Aufsatz ist ein dringender Mahnruf zu erster, nicht wie so oft und so leicht zu letzter, elster Stunde. Klar erkannte er den unheilschwangeren Geist des Liberalismus, der damals in deutschen Landen auf der Höhe seiner Macht stand. Seine innere Inkonsistenz blieb ihm nicht verborgen. Zu nahe stand Pachtler dem Denken des Proletariers, des in saurer Handarbeit ums tägliche Brot ringenden Volkes, als daß er nicht selbst mitfühlte, wie der Gang der Entwicklung dies Volk unaufhaltsam weitertreiben mußte, wie es die Dämme niederreißen mußte, die der Liberalismus willkürlich im entsefneten Strom errichten wollte, nur weil er selbst gesättigt war. Hatte der Liberalismus geglaubt, die „drei Grundlagen der menschlichen Gesellschaft: Gott, Autorität und Eigentum“, nach Gudücken modelln, verkürzen und außer Kraft setzen zu können, so ging bei ihm die Kommune von 1871 und mit ihr die rote Internationale in die Schule.

Aber es war ihr nicht genug, die Worte des Meisters nur nachzubeten, sie wandte seine Lehren an, um ihn selbst zu meistern und zu entthronen. Eindringlich warnt Pachtler:

„Dieses alles ist die folgerichtige Fortführung der liberalen Grundsätze.

Wo immer die Partei zur Herrschaft kommt, gründet sie ihren Staat ohne Gott (*l'état athée*) oder wie Favre, mild in den Worten aber stark in der Sache, sprach, „die freie Kirche im freien Staate“. War nicht Trennung von Kirche und Staat, Kündigung der Konkordate eine stehende Rubrik der liberalen Blätter und ihrer Partei? So will man die Gesellschaft der Religion entkleiden durch einen Staat ohne Gott¹,

¹ Vgl. Friedrich Nohmer, Lehre von den politischen Parteien, Zürich 1844 (jetzt Beck in Nördlingen) unter „Liberal“; Bluntschli-Prater, Deutsches Staatswörterbuch VII (Stuttgart und Leipzig) 736. Wir wissen übrigens wohl, daß noch mancher Liberal in gläubiger Inkonsistenz es mit seinem Christenglauben ehrlich meint; das tut jedoch nichts zum System.

die Erziehung durch konfessionslose Schulen, die christliche Ehe durch die Zivilehe, das ganze äußere und öffentliche Leben durch unausgesetzten Hohn gegen die Priester, durch Jammern über klerikale Übergriffe. Wo man nicht alles auf einmal durchsetzen kann, begnügt man sich mit der stillen Einengung und Bevormundung der Kirche, mit Unterbindung der eigenlichen Lebensadern; wer nicht damit zufrieden ist, der wird als Ultramontaner oder Klerikaler abgefertigt. So ist das Christentum im modernen liberalen Staate nunmehr Partei geworden. Diesen Grundsätzen in der Politik entspricht auch das praktische Leben nach den Normen des Liberalismus. Man will das Himmelreich auf dieser Welt genießen, darum alle Freuden des Sinnenslebens in Wohnung, Kleidung, Tafel, leichter Lebküre, Freiheit von allen Geboten Gottes und der Kirche haben. Der echte Liberale stimmt vollkommen mit dem Phalansterianer Fourier überein: „Der Mensch wird vollkommen glücklich sein, wenn er alle seine Leidenschaften wird befriedigt haben.“ Die Ewigkeit mit ihrem Lohn und ihrer Strafe sind mittelalterliche Märchen, und jedem, welcher daran erinnert, ruft man in „stiller Entrüstung“ die Verse eines Dichters seiner Partei entgegen:

„Da ihr uns die Erde nehmet, steht ihr uns das Himmelreich.“

Wenn solche Ideen in einer Hauptstadt zur vollen Geltung gekommen sind, so entstehen nur noch Paläste des Luxus, wie zu Paris unter Napoleon III. und seinem Haussmann; für den Arbeiter findet sich kein Stübchen mehr; denn die anekelnden kleinen und ärmlichen Häuschen müssen niedergeissen werden. Hand in Hand mit dem sardanapalischen Leben des Liberalen und Großkapitalisten geht die Verachtung, ja der fühlende Hass gegen jede positive Religion, vorzüglich gegen die positivste von allen, die katholische. Ihre Einrichtung und mehr als alles ihre Priester und religiösen Orden sind ihm ein Greuel. Wohl mag die klerikale Partei im stillen noch ihrem Kultus nachkommen, möge aber sein innerhalb ihrer Gotteshäuser bleiben und sich beileibe nicht einsfallen lassen, Einfluß auf das öffentliche Leben zu gewinnen, Erziehungsanstalten zu gründen, apostolisch wirken zu wollen. Daß ihr die Hörner nicht zu hoch wachsen, dafür sorgt die liberale Presse in täglichen Angriffen auf Kongil und Papst, auf Klöster und jede katholische Regung, auf begeisterte Katholiken und Priester. Welches Unheil in religiöser Beziehung hat das einzige Journal *Le Siècle* in Paris und ganz Frankreich angerichtet! In den letzten Jahren hat es die Subskription für Errichtung der Säule des Gottesläugners Voltaire ein-

geleitet, und noch steht das Monument der vergötterten Gottlosigkeit zu Paris auf der Place Voltaire. Wer will nun den Sozialisten verhindern, folgenden Gedankengang durchzumachen? Wenn es einen Gott gäbe, so müßte er die Grundlage des ganzen politischen Lebens sein; wenn er Gebote gegeben und sich geopfert hätte, so müßte nach seinem ausgesprochenen Willen der Staat, die Schule, die Ehe, das Leben des einzelnen eingerichtet sein. Nun aber streicht der liberale Staat den Gott der Christen aus dem öffentlichen Leben, aus Staat, Schule und Familie; unsere meistens Fabrikherren setzen sich in ihrem Privatleben über seine sämlichen Gebote hinweg, nicht etwa aus augenblicklicher Schwäche, wie ein jeder fallen kann, sondern aus Grundsatz. Der Glaube an Gott und Ewigkeit sind veraltet, hemmen den Fortschritt der sozialdemokratischen Revolution. Auch wir wollen, so gut wie andere, unser Himmelreich hier und nur hier auf Erden; also seien wir ehrlich, seien wir konsequent! Verbieten wir den Glauben an Gott, schließen und demolieren wir die Kirchen, töten wir die Priester, vernichten wir die Insassen, erdrosseln wir mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König!

In euren Schulen, ihr Liberalen, hat die Internationale die Leugnung Gottes, den Haß gegen Christus und seine Kirche gelernt. Wohl wußtet ihr, welches Meer von Gross in den Herzen der Arbeiter brannte; manche Jahre lang suchtet ihr dem Haß einen für euch unschädlichen Abzugskanal gegen die Kirche zu öffnen, wie ein Feigling den heranstürzenden bösen Hund dadurch von sich abwendet, daß er ihn auf einen unbeteiligten dritten hetzt. Aber es versagt nicht mehr. Ihr tröstet euch damit, daß bei uns in Deutschland wegen der Kriegserfolge, der politischen Freiheit wie des konstitutionellen Systems nichts, gar nichts zu fürchten sei, und setzt euer Werk der Entchristlichung bei uns fort wie der Siècle zu Paris und die liberale Presse allerwärts; ihr beweist so, daß ihr unverbesserlich seid. Wen Jupiter verderben will, sagten die Alten, den betört er zuerst."

Stürzte der Liberalismus den Thron des Allerhöchsten, so untergrub er damit zugleich die Achtung vor der weltlichen Autorität, nahm ihr den einzigen tragfähigen Pfeiler. Umsonst versucht der Liberalismus die Revolution nur bis zu einem gewissen Punkte gehen zu lassen, umsonst wird von ihm, „wenn jemand weitere Folgerungen ziehen will, gegen ihn nach läblicher Sitte die Hilfe des Polizeistoches und der Bayonette angerufen“. Der Liberalismus wird auch hier wiederum „als unfreiwilliger Lehrmeister des Sozialdemokraten erlappt; der letztere ist nur offener, dreister, konsequenter“.

Nicht besser steht es mit der Grundlage eines geordneten Familienlebens und damit Volkslebens überhaupt, mit dem Eigentum. Warum, so fragt Pachtler, sollte das Eigentumsrecht dem Sozialisten heiliger sein als das Recht eines katholischen Vaters auf die katholische Erziehung seiner Kinder, das Recht des christlichen Volkes auf die Anerkennung des christlichen Charakters der Ehe? „Und mit dem fremden Eigentum selbst seit ihr bisher, wo es sich um euren Nutzen handelte, gar nicht so skrupulös umgegangen. Das einzige Eigentum des Proletariers ist die Arbeit seiner Hände. Ihr habt durch euren rücksichtslosen Grundsatz von Angebot und Nachfrage, durch eure Überproduktion und maflose Konkurrenz die Arbeitslöhne an den meisten Orten so herabgedrückt, daß der Arbeiter nicht einmal das notdürftige tägliche Brot erschwingen konnte und hungerte, während ihr in euren Palästen schwelgetet; erst seitdem wir unsere Streiks ordentlich organisiert haben, geht es etwas besser. Und wenn ein Arbeiter schwach oder krank wurde, so hörte ohne weiteres sein Lohn auf, und die wenigsten von euch kümmerten sich um ihn; er war verloren, wenn nicht eine christliche Stiftung, ein religiöser Orden sich seiner annahm. . . . Wie wollt ihr es uns verübeln, wenn wir einmal abrechnen und dabei, wie es bei solchen gewaltsaften Szenen zu gehen pflegt, die Sache nicht so genau nehmen?“ Wie soll der Sozialdemokrat, wenn er sieht, wie alle andern Gebote je nach Laune und Bedürfnis gemodelt oder verworfen werden, gerade das siebte für besonders heilig halten und unbehelligt lassen?

Aus diesen Gedankengängen Pachtlers spricht die klare Erkenntnis, wie aus den nur auf das Diesseits gewandten Lehren des Liberalismus, aus seinem rücksichtslosen Egoismus im Wirtschaftsleben nicht minder wie aus der Leugnung eines alle gleich verpflichtenden göttlichen Sittengegesetzes jene tiefe, schwere Krankheit des neuen Deutschen Reiches hervorgehen mußte, die wir eingangs beklagt, die innere Zerrissenheit, der Stände- und Klassenkampf. In den oben angeführten, dem Sozialisten in den Mund gelegten Worten weist Pachtler auch bereits darauf hin, daß der Weg der Rettung keineswegs nur der Weg der schönen Worte sein darf, daß es nichts nützen kann, das Christentum und seine Lehre nur im Munde zu führen, ja daß selbst die Liebe allein dort nicht des Hasses und Grolls tiefsten Stachel nehmen kann, wo nicht nur Liebe und Wohlwollen, sondern vor allem Gerechtigkeit Gottes erstes Gebot ist. Soll der Haß aus den Herzen der Volksgenossen schwinden, dann genügt es nicht, daß einige Engel der Liebe und Barmherzigkeit durchs Land gehen, dann müssen jene

vor allem Gottes Gebot in Leistung des gerechten Lohnes, der ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht, achten, die sich so gern nur des Herrgoits als des Polizeimanns bedienen möchten.

In wenigen Worten ist hier im ersten Heft unserer Zeitschrift die Gefahr klar gezeichnet, die dem jungen Reich drohte, aber auch nicht minder klar der Weg gewiesen, das drohende Unheil zu bannen. Gilt dies allgemein für das deutsche Volksleben, so ganz besonders für dessen sozial-politische Gestaltung, für das Verhältnis der Stände und Klassen untereinander und zum Ganzen.

Fünfzig Jahre sind seitdem übers Land gezogen. Wie kam es, daß sich uns heute ein so düsteres Bild bietet, wie wir eingangs sahen? Haben sich keine Männer gefunden, die in jenem Sinne gehandelt, oder ist deren Wirken fruchtlos zerschellt und zerstoben? Wo sind die Spuren desselben in der Sturmflut von heute zu erkennen?

Wir wissen, daß die Mahnungen eines P. Pachtler weder die einzigen noch die ersten waren. Es hat auch nicht an Männern gefehlt, die von Worten zu Taten übergingen, die stets jene Mahnungen wieder aufnahmen. Erst vor wenigen Wochen hat ja einer ihrer Besten seinen siebzigsten Geburtstag unter allgemeiner Anteilnahme gefeiert. Seit dem Ende der siebziger Jahre hat Prälat Professor Dr. Franz Hize in Wort und Schrift, im Reichstag und in sozialpolitischen Vereinigungen, in der organisatorischen Arbeit im „Arbeiterwohl“, im Volksverein und in zahlreichen katholischen Vereinigungen rastlos in diesem Sinne gearbeitet und steht heute als rüfiger Greis, dem jungen Geschlecht ein Vorbild, noch mitten im Schaffen und Weben. Die Festchrift zu seinem siebzigsten Geburtstage „Soziale Arbeit im neuen Deutschland“ (Volksvereinsverlag 1921) kündet zugleich von seinem eigenen segensreichen Wirken und von der stattlichen Schar treuer Weggenossen, die sich im Ablauf der Jahrzehnte zusammengefunden haben und heute den Altmeister in Hize ehren.

Unvergessen muß uns die Arbeit all der Parlamentarier und Volksführer sein, die in hartem Ringen nach dem Aufbau eines von christlichem Geiste getragenen Deutschland strebten. Mitten in den ihnen entgegenbrausenden Stürmen des Kulturmäßses schritten sie zur mutigen Aussaat in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Rangte doch noch ein Ketteler in diese Zeit hinein. Männer wie Schorlemer, Galen, Hertling haben als sozialpolitisch tätige Parlamentarier wie darüber weit hinaus im katholischen Leben jener Tage sich dauernd dankbares Gedanken gesichert. Ein

Franz Brandts ging vom Standpunkt des Arbeitgebers an die große Arbeit, ein Lorenz Werthmann — um nur einige wenige der großen Toten zu nennen — mühete sich, den Bau der Gerechtigkeit durch die Gaben der Liebe zu schmücken und wohnlich zu machen. Ungezählte Männer und Frauen schufen und schaffen an den zahlreichen Werken christlicher und katholischer Sozialarbeit in den Standesvereinen wie im Volksverein, in den Gewerkschaften wie in den übrigen auf christlichem Grund gebauten Berufsvereinen. Auch außerhalb des engeren katholischen Kreises, im Lager der sozialen Reform wie in den Kreisen des Protestantismus, treffen wir manchen Gestaltungsverwandten.

Schließlich verstummen gerade in dieser Frage auch die „Stimmen“ selbst nie und mühten sich redlich im Laufe der fünfzig Jahre, ihren Anteil beizutragen. Der Stellung der Zeitschrift entsprechend und mehr als vierzig Jahre von diesen fünfzig vom Heimatboden verbannt, mußte sich dieser Anteil natürlich fast ganz auf das geschriebene Wort beschränken. Hier erschienen denn schon in den ersten Bänden der Jahre 1871 und 1872 die grundlegenden Ausführungen Theodor Meyers, der im hohen Patriarchenalter von 92 Jahren 1913 starb. Er faßte diese Aufsätze später zusammen als erstes Heft der Schriftenfolge „Die soziale Frage beleuchtet durch die Stimmen aus Maria-Laach“ (Freiburg, Herder, 17 Hefte) unter dem Titel: „Die christlich-ethischen Sozialprinzipien und die Arbeiterfrage“ (1904, 4. Aufl.). Auch P. Bachler schrieb in dieser Reihe: „Die Ziele der Sozialdemokratie und die liberalen Ideen“ (1904, 4. Aufl.). Auf den von diesen Veteranen der Zeitschrift gelegten Grundmauern bauten bald jüngere Kräfte rüstig auf. Sie wandten sich den einzelnen Fragen zu, die der Tag aufwarf. August Lehmkühl arbeitete insbesondere auf dem Gebiet des Arbeitsrechts, des Arbeitsschutzes und Arbeitsvertrages den Gedanken vor, denen später Leo XIII. in der Encyclika Rerum novarum weitgehenden und höchsten Ausdruck verlieh. Mehr den allgemeinen Gesellschaftsfragen des Staates, der Familie und Frau, vor allem aber des Eigentums wandte sich Viktor Cathrein zu. Seine heute noch vielbegehrten Schriften „Sozialismus“ (1919, 11. Aufl., 25. Tausend) sowie „Moralphilosophie“ (1911, 5. Aufl.) haben seinen Einfluß noch weit über die Kreise der „Stimmen“ hinausgetragen. Ganz den sozialpolitischen Problemen, insbesondere der Neugestaltung eines Gemeinschaftsverhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer diente Heinrich Koch. Die tödliche „Proletarierkrankheit“ hat ihn aus der Volkraft des

Schaffens hinweggerafft. Allen voran steht aber die Arbeit Heinrich Peschs. Ein ganzes Menschenalter hindurch baute er in den „Stimmen“ an dem großen Werk seines Solidarismus. Und es ist nicht die geringste Freude anlässlich des Gedenkjahres der Zeitschrift, auch die Fertigstellung des großen fünfbändigen Werkes der Nationalökonomie von H. Pesch gesichert zu sehen.

Wir haben den ersten Teil unserer Frage beantwortet. Wir haben trotz des nur flüchtigen Rundblicks eine große Zahl von Männern und Frauen am Werk gesehen. Mit voller Kraft suchten und suchen sie sich dem abwärtsstürzenden Strom entgegenzustemmen. Wie ist ihnen ihr Mühen gelohnt? Warum ist es ihnen nicht besser gelungen?

Kein Zweifel, weite, ja weiteste Kreise unseres Volkes sind von der Arbeit dieser Männer und Frauen kaum irgendwie erfaßt oder gar beeinflußt worden. Die Gegenwellen waren zu stark, wurden im Lauf der Jahrzehnte stets mächtiger. Schuld daran tragen nicht zuletzt jene Kreise, die Pachtler so scharf gezeichnet hat. Statt ein christliches Reich aufzubauen, glaubte man sich den Luxus eines neuen Religionskrieges, eines Kampfes gegen Rom und seine Kultur, des Kulturmampfes, leisten zu können. So gründlich hatte man diese segenspendende, klassenversöhnende Kultur bekämpft, daß man nicht nur deren Einfluß gerade an den Brennpunkten des neuen Wirtschaftslebens empfindlich schwächte und zurückwarf, sondern auch im unmittelbaren Kampfe gegen den Sozialismus nach dem gleichen Rezept statt zu den Waffen der Gerechtigkeit und Liebe zunächst zur Gewalt griff. Mit Recht sagt der Sozialist Meerfeld: „Aus diesen Kreisen (der liberalen, materialistischen Weltanschauung) erwuchs auch jener Geist der Unzulässigkeit und der brutalen Unterdrückung, der im Kulturmampf wie auch im Sozialistengesetz seine Orgien feierte“ (Das Programm der Sozialdemokratie S. 86). So wurde auch hier Leidenschaft und Klassehass förmlich in die Höhe gepreßt. Die Bismarcksche Sozialpolitik hielt diese Entwicklung nicht auf. Vermochte sie doch aus Mangel an genügendem Verständnis für die neue Lage nicht einmal bis zum gesetzlichen Arbeiterschutz vorzudringen. Es war ihr darum auch nicht vergönnt, zu den Herzen der Arbeitersassen den Zutritt zu erzwingen. Diese blieben in steigendem Maß dem Staate fern, namentlich soweit es sich um die nichtkatholischen Gegenden handelte, leider zugleich auch der Religion und deren Übung. Spätere Maßnahmen zu Beginn der Regierung Wilhelms II. vermochten nur wenig mehr zu ändern. Die Seele der Arbeitersassen war verloren

für den Staat, für die übrigen Klassen, leider nur allzuoft auch für den Arbeiter selbst. Das ist sicher mit ein Hauptgrund, weshalb unsere Sozialpolitik so bald zu einem gewissen Stillstand kam, innerlich unfruchtbar blieb. Die warnenden Worte Pachtlers waren in immer weiterem Umfang erfüllt. Und als der große Zusammenbruch Herbst 1918 so ohne Sang und Klang erfolgte, da trat, wenn auch in reiner Form nur für kurze Zeit, an die Stelle der alten Monarchie, die sich wohl christlich nannte, zunächst die sozialistische Republik. Auch diese hatte Pachler mit den Worten eines Spaniers in jenem ersten Aufsatz schon angedeutet.

Und dennoch wurden gerade in diesem Zusammenbruch neue Keime einer besseren Zukunft sichtbar. Es wurden nicht nur die früheren Lenker des Staates nunmehr handgreiflich über die schlimmen Folgen ihrer Herrschaft belehrt, auch der neue Herr, der Sozialismus gemäßigter Form, musste alsbald seine Schwächen von aller Welt erkannt sehen, er musste in der kurzen Zeit seiner Regierung erkennen, daß auch er gleich dem Liberalismus auf schiefen Ebene steht. Von seinen konsequenteren Genossen zur Linken wird er mit Recht derselben Fehler bezichtigt wie der alte Liberalismus, daß seine Stellung in diesen ganzen Wirrungen eine Halbheit und darum unhaltbar geworden sei. Für manch einen ist durch diese Vorgänge der Weg zur christlichen Sozialpolitik, sei es von rechts oder links her, erst geöffnet worden.

Aber wir dürfen auch weitergehen. Wenn manche endlich die Richtung gefunden haben, wenn mitten aus dem Chaos heraus christliche Gesellschaftsziele hier und dort feste Gestalt anzunehmen beginnen, wenn sie gleich Inseln aufragen, nachdem die Hochflut der Revolution sich zu versüchtigen und ernüchtern beginnt, dann verdanken wir dies doch der Pionierarbeit jener Männer, die mutig an einer christlichen Gesellschaftsordnung gebaut haben, die just um die Zeit, da der alte, auf den Liberalismus aufgeführte Bau zusammenbricht und dessen Erbfolger, den Sozialismus, mit hinabreißen will, das neue Haus des Solidarismus, einer christlichen Gesellschaftsordnung, zum Beziehen fertig erstehen ließen. klarer wie je erweist heute jeder Tag, daß dies der einzige Boden ist, auf dem die getrennten Volksgenossen zusammenzubringen sind, und zwar in fruchtbarer und werteschaffender Arbeit, in einer Arbeit, die auch die Herzen wieder zueinander bringt. Keiner, der sich nicht wenigstens tatsächlich auf diesen Boden stellt, kann heute auch nur wenige Tage die Bügel in die Hand nehmen.

Gedanken der Gemeinschaft und nicht des Kampfes gewinnen heute immer mehr und leichter Boden. Die Arbeitsgemeinschaft großen Stils, wie sie zwischen den großen Unternehmer- und Arbeiterverbänden in den Revolutionstagen erstand, ist Zeuge davon, aber ebenso das ernste Streben nach genossenschaftlichem Arbeiten, wie es sich bei uns namentlich in den Baugenossenschaften befundet. Zugleich geht gleich einer gewaltigen Welle die Bewegung mit erneuter Kraft über's Land, die Kopf- und Handarbeiter möglichst nahe zusammenbringen möchte. In den Betriebsräten bahnen sich in verschiedener Entwicklungsmöglichkeit Werkgemeinschaften an. Der vorläufige Reichswirtschaftsrat hat die Vertreter der verschiedensten Interessen zu gemeinsamem Rat zusammengeführt. Der rücksichtslose Wirtschaftskampf der alten Liberalen wie der blinde Klassenkampf der Sozialisten finden in einer abgeklärten, vom christlichen Geiste getragenen Auffassung des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens immer mehr entschlossene Gegner.

Liegt schon hierin für alle, die in den letzten fünfzig Jahren an diesem Ziel gearbeitet haben, eine gewisse Genugtuung, so tritt noch die wenn auch ferne Hoffnung hinzu, daß nach all dem Leid, das unserem armen Volk in den nächsten fünfzig Jahren bevorsteht, nach all den Entbehrungen und Bedrückungen, die seiner harren, es schließlich doch noch geläutert den Weg einmal finde zu den Hochzielen der christlichen Gesellschaft und des christlichen Staates. Dahin Wegbereiter und Führer zu sein, muß unser ehrliches, heiliges Streben in der kommenden Zeit bleiben.

Constantin Noppel S. J.